

Gert Hummel

Christentum in Georgien – gestern und heute¹

Ebenso wie die Herkunft des georgischen Volkes noch immer ein Rätsel für die Forschung darstellt und sich im Dunkel der Geschichte verliert, wissen wir über die Entstehung des Christentums in diesem Land nur Legendäres. Eine dieser Legenden besagt, daß der Apostel Andreas, Bruder des »Felsenjägers« Petrus und in den Evangelien mehrfach unter den drei vertrautesten Schülern Jesu erwähnt, die Heilsbotschaft dorthin gebracht habe, begleitet von Simon, dem aus der zelotischen Widerstandsbewegung stammenden Jesusnachfolger, oder auch von Bartholomäus, Sohn des Thalmai, der vielleicht identisch ist mit dem Nathanael des Johannesevangeliums. Die Varianten erweisen bereits, daß es sich hier, wie so oft, um das Bemühen handelt, den in der Tat frühen Ursprung des Christentums in Georgien vollends mit der apostolischen Zeit zu verknüpfen. Immerhin wissen wir sicher, daß ein christlicher Bischof aus Pithyus, dem heutigen Pizunda an der Schwarzmeerküste der abchasischen Provinz, also aus Westgeorgien – dem antiken Kolchis –, an dem von Konstantin d. Gr. 325 nach Nicäa einberufenen ersten Ökumenischen Konzil teilgenommen hat. Das setzt voraus, daß es auf dem Gebiet des späteren Georgien schon seit längerer Zeit organisierte christliche Gemeinden gegeben hat. Es ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß deren Entstehung mit dem wachsenden Einfluß Roms zusammenhängt, das dort nach dem Niedergang des Partherreichs am Ende des 1. Jh.s Fuß faßte und zumindest das westgeorgische Kolchis erreichte. Nur für kurze Zeit wurde dieser Einfluß zurückgedrängt durch den Aufstieg der Sassaniden v. a. unter Schapur I. (241–271), der 260 sogar den römischen Kaiser Valerian gefangen nehmen konnte. Nach dem Sieg des Galerius über die Perser 297 und durch die Bestimmungen des Friedens von Nisibis war die römische Dominanz jedoch wiederhergestellt.

Das Interesse an einer Grundlegung des Christentums in Georgien in der frühesten Zeit dieser Religion steht fraglos auch hinter jener bis heute lebendigen legendären Tradition, die Mxeta, die alte Königsstadt des ostgeorgischen Iberien (oder Kartlis), mit dem »ungenähten Rock Christi« (Mk. 15,24 par.), dem »Gewand des Erlösers«, verbindet. Sie ist uns in der im 9. Jh. niedergeschriebenen, aber gewiß viel älteren Erzählung »Die Bekehrung Kartlis« überliefert, die später als ein eigenes Kapitel in die georgische Chronik »Das Leben Kartlis« eingearbeitet wurde. Nach dieser Legende reist Elia, ein Jude aus Mxeta, zusammen mit allen Juden Kartlis nach Jerusalem, um an den Gerichtsverhandlungen des Hohen Rates gegen Jesus teilzunehmen. Seine Mutter bit-

1. Text eines Vortrages, gehalten am 7.2.96 aus Anlaß der Eröffnung der Ausstellung »Unterwegs zum Goldenen Vlies« in Dresden.

tet ihn vergeblich, davon Abstand zu nehmen. Die Reisenden kommen widriger Umstände wegen erst zur Kreuzigung dort an; Elias Mutter hört zu Hause das Einschlagen der Nägel und stirbt vor Kummer über das geschehene Unrecht. Über das Gewand Christi wird das Los geworfen, und es fällt an die Juden aus Mxeta. Elia bringt es nach Hause, seine Schwester Sidonia nimmt es an sich und stirbt bei der Berührung mit ihm. Der iberische König Amataer und die Bevölkerung hören davon, sind verwundert, und jener will das Gewand an sich nehmen. Aber Sidonias Arme umklammern es so fest, daß es nicht von ihrem Körper zu lösen ist. Und so wird die Tote zusammen mit dem Gewand bestattet an einem Ort, »den der Herr kennt [...] nahe der Zeder, die vom Libanon gebracht und in Mxeta eingepflanzt wurde.«²

Mit dieser Zeder hat es eine eigene, unsere Überlegungen weiterführende legendäre Bewandnis. Denn aus ihr entstand auf wunderbare Weise die Ursäule der ersten Kirche Mxetas, die – gemäß der Schilderung aus dem »Leben Kartlis« – König Mirian erbauen ließ, nachdem er, und damit sein Volk, von einer Missionarin namens Nino, der »Apostelgleichen«, zum Christentum bekehrt worden war. Die Steinfundamente einer kleinen Holzkirche aus dem 4. Jh., des bislang ältesten christlichen Sakralbaus Ostgeorgiens, sind 1970 tatsächlich bei Ausgrabungen unter dem heutigen kirchlichen Nationalheiligtum Georgiens, der Patriarchenkirche »Sveti Cxoveli«, gefunden worden, welcher Name soviel bedeutet wie »Lebenspendende Säule«. Im Innern des heutigen, aus dem 11. Jh. stammenden, im 15. Jh. nach Zerstörungen durch Timur Lenk wieder aufgebauten und veränderten Baus markiert ein aus dem 11. Jh. stammender kapellenartiger Turm, der – einzigartig im Kaukasus – den Typos des Grabes Christi in Jerusalem nachahmt, den Platz jener Ursäule. Es ist höchst wahrscheinlich, daß in ihm über lange Zeit Reste vom Holz jener Libanonzeder aufbewahrt und verehrt wurden, die zugleich an das Grab der Sidonia und an das »Gewand des Erlösers« erinnerte.

Es hat nun den Anschein, als ob wir mit diesen letzten Angaben und den archäologischen Befunden zureichend Belege in der Hand hätten, um die historischen Anfänge des Christentums wenigstens in Ostgeorgien zu datieren und so die verbreitete Aussage zu bestätigen, daß Georgien im Jahre 337 unter König Mirian das Christentum angenommen und als Staatsreligion eingeführt hat. Es wäre damit – nach Armenien, das erwiesenermaßen 301 unter Trdat III. christlich wurde – der zweitälteste christliche Staat, der heute noch existiert. Aber so eindeutig liegen die Dinge nicht. Denn leider ist uns aus seriösen historischen Quellen in der ersten Hälfte des 4. Jh.s ein König mit Namen Mirian in Georgien nicht verbürgt. Und die älteste kirchenhistorische Quelle über Georgien, die des Rufinus von Aquileja aus dem Jahr 403, kennt zwar eine Gefangene aus Kappadokien als Missionarin Georgiens, nennt jedoch ihren Namen nicht. Im römischen Martyriologion hat sie, darauf fußend, am 15. Dezember einen Festtag erhalten, und es heißt dort erklärend, daß »eine heilige christliche Dienerin (*sacra christiana ancilla*) bei den Iberern östlich des Schwarzen Meers zur Zeit Konstantins durch die Kraft ihrer Wunder jenes Volk zum Glauben an Christus geführt hat«. Möglich, daß das Wort »christiana« in Georgien (oder schon in Rom?) als Name interpretiert und in »Nina« bzw. »Nino«

2. Von den etwa zwanzig Orten auf der Erde, die eine Gewand-Christi-Tradition haben, sind Mxeta und Trier die gewichtigsten – und m.E. stellt die Tradition von Mxeta die tiefer religiöse dar, weil sie keinen Gegenstand vorzuzeigen hat.

verändert wurde. Möglich auch, daß die Jahreszahl 337, die das Todesjahr Konstantins ist, den *terminus post quem non* darstellt, der die Einführung des Christentums in Georgien mit der konstantinischen Ära zusammenfügen soll, von der das römische Martyriologion spricht. Jedenfalls gilt die heilige Nino bis heute in Georgien als die Bringerin des Christentums, und das mit ihren Haaren zusammengehaltene Weinrebenkreuz ist das eigentliche christliche Symbol in diesem Land.

Wir haben freilich Anlaß anzunehmen, daß das Christentum Ostgeorgien doch schon ein Menschenalter früher erreichte, und zwar durch jenen Gregor den Parther, genannt »der Erleuchter«, der um 300 Armenien bekehrte. Denn die Siedlungsgebiete der beiden Völker, der Armenier und Iberer, gingen damals vielfach ineinander über. Die Tatsache, daß sich das »Leben Kartlis« über diese Mission Gregors und seiner Helfer völlig ausschweigt und übrigens auch keine Verbindung zwischen der Kirchenstiftung durch die heilige Nino und der Sidonia-Legende kennen will, hängt fraglos mit der Tatsache zusammen, daß die georgische Kirche sich im Jahre 605 von der armenischen Kirche trennte und die Wende zur byzantinischen Orthodoxie vollzog. Sie übernahm damit v. a. die dyophysitische Christologie, d. h. die 451 in Chalcedon dogmatisierte Lehre, daß in dem Christus Jesus die göttliche und die menschliche Natur – »unvermischt und unverwandelt, ungetrennt und ungesondert« – in einer Person vereinigt sind, während die in Armenien geltende monophysitische Lehre die menschliche Natur Christi der göttlichen ein- und unterordnet. Diesen Bruch quittierte die armenische Kirche 607 mit der bis heute nicht aufgehobenen Anathematisierung (d. h. Verdammung) der georgischen Kirche. Georgiens Wende aber war nicht zuletzt eine politische Entscheidung zugunsten von Byzanz, das in einem fast zwanzigjährigen Krieg unter Kaiser Maurikios (von 572–591) die Sassaniden vom transkaukasischen Boden vertreiben und ihr Reich 627 in der Schlacht von Ninive durch Kaiser Heraklios endgültig besiegen konnte.

Vorausgegangen waren dem Bruch von 605 ziemlich genau einhundert Jahre des gemeinsamen monophysitischen Christusglaubens der Armenier und Ostgeorgier, nachdem 24 der 33 georgischen Bischöfe unter ihrem Katholikos auf der Synode von Dwin 506 mit den Armeniern gemeinsame Sache gegen Konstantinopel gemacht hatten, weil ihnen vom dortigen Kaiser und Patriarchen die autokephale nationalkirchliche Würde und damit ein eigener Patriarch verweigert wurde. Fundament für dieses nationale und kirchliche Selbstbewußtsein Georgiens war die Regierungszeit König Wachtang Gorgasals von 447–502 gewesen, der seinerseits schon für ein halbes Jahrhundert die sassanidische Herrschaft hatte abschütteln können, in Tbilisi, 20 km südlich von Mxeta, an strategisch günstiger Stelle unter der ehemaligen Perserfestung Nariqala eine neue Hauptstadt gründete, und dem es sogar gelang, die ost- und westgeorgischen Diözesen zu vereinigen. Unter ihm entstanden als Ausdruck dieses gesamt-georgischen Nationalgefühls, der »kartveloba«, die ersten steinernen Saalkirchen und Basiliken, von denen diejenige von Bolnisi, vollendet 493, das eindrucksvollste Beispiel darstellt.

Wachtang Gorgasals Nachfolger, die bis in die erste Hälfte des 7. Jh.s regierten, konnten die Selbständigkeit Georgiens zumindest teilweise bewahren. Der gleichermaßen politische wie theologisch-kirchliche Schulterschuß mit dem monophysitischen Armenien nach 506 brachte es mit sich, daß auch in Georgien neben der basilikalen Kirchenbauform die ersten christlichen Zentralbauten entstanden, die ihre Kuppeln – ob ohne oder mit Tambour – ursprünglich über quadratischen oder sechseckigen Grundrissen wölbten, bald darauf auch differenzierte Typen entwickelten, wie den der Kreuzkuppelkirche oder tetrakonchale und hexakonchale Formen. Hoch über der alten Königsstadt

Mxeta steht am steil abfallenden Berghang als ein imposantes Beispiel die 3vari- (=Kreuz-)Kirche, erbaut um 630, deren Typos später oft nachgeahmt wurde. Die Tradition verbindet den Ort mit einer vorchristlichen Kultstätte, auf der nach der Bekehrung Ostgeorgiens zum Christentum als Zeichen des Sieges der neuen Religion lange ein riesiges Kreuz gestanden haben soll, um welches später die Kirche erbaut wurde.

An dieser Stelle möchte ich einige Sätze über das Wesen des orthodoxen Christentums einflechten. Die christlichen Kirchen des Ostens sind, im Unterschied zu den Kirchen des Westens, schauende und feiernde, nicht so sehr denkende und handelnde Kirchen. Deshalb spielen in ihnen Bilder und Liturgie die entscheidende Rolle, weniger die theologische Lehre oder die soziale Diakonie. Dies ließe sich vielfach belegen. Ich möchte diesen Unterschied an den beiden eben genannten Grundformen des Kirchenbaus exemplarisch verdeutlichen. Während der Westen den basilikalischen Grundriß zum eigentlichen Kirchentyp entwickelt hat, der die horizontale Linie und Bewegung betont, die Gläubigen als das wandernde Gottesvolk aufnehmend und von Westen, dem Ort des Bösen, dem Osten, dem Ort des Lichts und damit der Königsherrschaft Christi, entgegenführend und sie so zur gerechten Weltgestaltung und Weltveränderung motivierend, betont der Osten mit seinen Zentralbauten die vertikale Richtung. Ihre Kuppeln repräsentieren die himmlische, geistige Welt; der im Kern quadratische Raum darunter die irdische Lebenswelt, in der sich die Gemeinde versammelt. Die ikonographische Ausschmückung beginnt dementsprechend in der Regel mit dem Christos Pantokrator in der Kuppel und steigt gleichsam in hierarchischen Stufen und Ebenen über die Gottesmutter (meist in der Apsiskonche), die biblischen Patriarchen und Propheten hinunter zu den Aposteln Jesu, um über die Kirchenväter des frühen Christentums und die heilig gesprochenen Herrscher aus historischer Zeit die gegenwärtig Anwesenden zu erreichen. Und so feiern diese stets zusammen mit jenen, die durch die Bilder gegenwärtig sind, die Heilige Liturgie, die jedes Mal die gesamte Heilsgeschichte von der Erschaffung der Welt bis zum Kommen des »neuen Himmels und der neuen Erde« (Apk.Joh.21,1) umfaßt. Kirche und Gottesdienst sind also der Ort, wo das Ganze der Weltgeschichte als Heilsgeschichte sich mit dem jetzigen Augenblick vermählt. Und so wird die irdische, meßbare Zeit oder Frist als geborgen erfahren und »aufgehoben« in jene Gotteszeit, »da Tausend Jahre sind wie ein Tag« (2.Petr.3,8). Solches Denken und Feiern macht gelassen gegenüber den vielfältigen, oft dramatischen Veränderungen im politischen oder gesellschaftlichen Dasein. Der Osten kennt keine Hektik. Er kennt auch keine theologischen Moden und keinen kirchlichen Aktionismus. Ich kenne kein besseres Symbol für dieses Verstehen – auch wenn es aus der griechischen Kirche stammt – als die Tatsache, daß über dem Johanneskloster von Patmos noch heute jeden Morgen die byzantinische Fahne – der schwarze Doppeladler auf gelbem Grund – gehißt wird; als ob es das Jahr 1453, d. h. die Eroberung Konstantinopels durch den Osmanenherrscher Mechmet II., vor einem halben Jahrtausend nicht gegeben hätte.

Ich kehre zurück zur Christentumsgeschichte Georgiens und kann das Stichwort des Islam aufgreifen. Denn der Wende zu Byzanz und dem Sieg des Heraklios über Chosrau II. von Persien 627 folgte bereits fünf Jahre später (632) der Siegeszug der islamischen Araber durch Vorderasien. Ostgeorgien fiel 654 in ihre Hände; Tbilisi wurde Sitz eines arabischen Emirats. Erst 678 gelang Byzanz der erste Sieg über ein arabisches Heer und damit das Ende des Mythos von dessen Unbezwingbarkeit. Die beiden Großmächte arrangierten sich, wobei der größte Teil Transkaukasiens unter arabische Herrschaft fiel; lediglich die Küste Westgeorgiens und das Rioni-Tal, in dem die sagenhafte

Kolchis-Hauptstadt Archaïopolis – die Residenz des Medea-Vaters Aïetes, das heutige Kutaisi – lag verblieben dem byzantinischen Einfluß. Hier entstanden auch die ersten koinobitischen – also das Gemeinschaftsleben pflegenden – christlichen Klöster; zahlreiche Priester und Laien aber flüchteten aus Georgien ins Ausland und gründeten dort Klostergemeinschaften, so das berühmte Iviron-(=Iberer-)Kloster auf dem Athos, das Batschkovo-Kloster im Rhodopengebirge in Bulgarien oder das Kreuzkloster in Jerusalem. Ließen die islamischen Herrscher der Omayyadendynastie zunächst in ihrem Machtbereich das christlich-kirchliche Leben gewähren, so wich diese Toleranz nach 750 unter den Abbasiden einer brutalen Unterdrückungspolitik. Hohe Steuerlasten, Plünderungen der Städte, Zerstörung der Festungen und Kirchen oder gar Zwangsumsiedlungen waren die Folge. Das kirchliche Leben verschwand fast völlig im Untergrund. So wurde es auch unmöglich, vom Patriarchen in Antiochien, der Mutterkirche Georgiens, einen Katholikos wählen und weihen zu lassen. Über hundert Jahre mußte die georgische Kirche ohne ein eigenes Oberhaupt auskommen. Erst eine Synode in Antiochien Mitte des 9. Jh.s entschied, daß die georgischen Bischöfe den zu ihrem Katholikos wählen sollten, den sie selbst für den Würdigsten hielten. Im »Leben Kartlis« lesen wir darüber: »Auf jenem Konzil in Antiochien verliehen sie dem Katholikos Rang-erhöhung und Selbständigkeit.« Der Weg zur Autokephalie war damit kirchenrechtlich gesehen frei Als im 10. Jh. die dem Patriarchat von Konstantinopel unterstehenden westgeorgischen Bischöfe sich dem ostgeorgischen Katholikate anschlossen, umfaßte die selbständige georgisch-orthodoxe Nationalkirche zum ersten Mal die Eparchien der beiden Landsteile. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis der Katholikos von Georgien zu Beginn des 11. Jh.s den Titel »Patriarch« annahm und damit zum Ausdruck brachte, daß der Kirche Georgiens der gleiche Rang zukomme wie den übrigen Patriarchaten innerhalb des byzantinischen Reichs.

Diese Entwicklung war nur möglich geworden, weil die Georgier in einem über zwei Jahrhunderte währenden Freiheitskampf – ausgehend vor allem von Abchasien im Nordwesten und Kachetien im Osten – sich allmählich und stückweise aus der arabischen Abhängigkeit lösen konnten und die vier zuvor häufig rivalisierenden Kleinstaaten auf georgischem Boden 1008 von Bagrat III. (1008–1014) zu einem gemeinsamen Königreich vereinigt wurden. Auf dem alten Burgberg von Kutaisi entstand zum Zeichen dessen neben dem Königsschloß der bislang größte und kühnste Kirchenbau Georgiens, die Bagrat-Kathedrale. Bagrats Nachfolger verwickelten das Königreich freilich bald in unkluge Kämpfe sowohl mit Byzanz als auch mit den Seldschuken, wurden tributpflichtig und mußten Teile des Landes wieder abtreten.

Erst Davit III., »der Erneuerer« (1089–1125), vermochte Georgien wieder von allen Fremdeinflüssen zu befreien und für über 100 Jahre das »Goldene Zeitalter« Georgiens einzuläuten. Ihm kam zustatten, daß die beginnenden Kreuzzüge sowohl die Kräfte der Byzantiner als auch der Seldschuken banden. Mit Hilfe einer leibeigenen Söldnertruppe stellte er die Rechtssicherheit im Land und eine gemeinsame Verwaltung wieder her, rief die vertriebenen oder geflohenen Handwerker, Händler und Bauern zurück und brachte damit die Wirtschaft in Gang, baute Straßen und Brücken sowie Kranken- und Armenhäuser. Das wichtigste Ereignis für die georgische Kirche aber war die von ihm einberufene Synode von Ruisi-Urbnisi 1103. Ihre 15 Dekrete sind das älteste Dokument georgischer Gesetzgebung. Darin wird geregelt – man beachte: 600 Jahre vor dem gleichen Schritt Peters des Großen in Moskau! –, daß die Kirche fortan dem weltlichen Herrscher unterstellt ist, Bischöfe nur aus dem theologisch gebildeten Teil des Klerus

gewählt werden dürfen und neben ihrem geistlichen Amt auch politische Funktionen auszuüben haben; so wurde z. B. der Bischof von Marṭvili »Reichskanzler« des Königs und nahm damit eine Position ein, die früher nur Militärs innehatten. Im Kern der Kirchenreform aber stand die Abschaffung des Zweiklassensystems, das bislang die hohen Posten in der Kirche auf dem Wege des Ämterkaufs und der Verwandtenbegünstigung dem reichen Adel vorbehalten hatte, während die Priester den sozial unterprivilegierten Schichten angehörten. Davit verordnete, daß alle Geistlichen »Brüder gleichen Ranges« sind. Im Jahre 1105 begann er mit dem Bau des Klosters Gelati nahe seiner Residenz Kutaisi, das in seinen Mauern eine philosophisch-theologische Akademie barg und – neben der Akademie von Iqalto im Osten – zum bedeutendsten Kultur- und Bildungszentrum des Reiches aufstieg. Johannes Peṭriṭi war ihr bedeutendster Lehrer; 100 Jahre früher als das Abendland nutzte er die aristotelische Philosophie zur Erläuterung des christlichen Glaubens. 1121 gelang Davit bei Didgori (in Kartli) der entscheidende Sieg über die Seldschuken; 1122 eroberte er das Emirat Tbilisi, die letzte islamische Bastion auf georgischem Boden, und machte die Stadt wieder zur georgischen Kapitale. Feldzüge nach Armenien und Aserbaidschan erweiterten sein Einflußgebiet weit über Georgien hinaus. Als er 1125 starb, hinterließ er seinem Sohn Demetrius I. ein christliches Reich, das dem damaligen Restbyzanz oder dem Stauferreich Friedrichs II. durchaus ebenbürtig war. Wieviel ihm Kirche und Wissenschaft galten, beweist seine testamentarische Anordnung, in Gelati unter dem Boden des Eingangsbäudes begraben zu werden, damit jeder, der dort eintritt, über ihn hinwegschreiten müsse und seiner gedenken solle.

Das »Goldene Zeitalter« fand in der Regierungszeit der ersten Frau auf dem georgischen Thron, der Königin Tamar (1184–1213), noch einmal einen glänzenden Höhepunkt. Zwar mußte sie in der patriarchalen Gesellschaft des Mittelalters Kompromisse mit dem Adel hinsichtlich der Besetzung der höchsten Regierungämter schließen; zudem entpuppte sich ihr erster Prinzgemahl und damit Mitregent, ein russischer Prinz, als machthungriger Intrigant, der nach seiner Vertreibung mit Hilfe separatistisch gesinnter Fürsten sogar einen Umsturz versuchte. Aber Tamar setzte sich durch. Mit ihrem zweiten Prinzgemahl, dem ossetischen Königssohn Davit Soslan, als Heerführer erweiterte sie den georgischen Machtbereich noch einmal über die Grenzen Davits III. hinaus. Auch Tamars Regierungszeit ist erfüllt von einer kulturellen Blüte. Zahlreiche Klöster und Kirchen wurden erbaut (Alaverdi, Varzia, Qincvisi sind die bedeutendsten von ihnen) und mit herrlichen Fresken geschmückt; die Literatur Georgiens fand in Schota Rustaweli und seinem weltberühmten Werk: »Der Recke im Tigerfell« einen ersten Höhepunkt; Handschriften und viele Zeugnisse der Miniaturmalerei entstanden in den Akademien.

Diese Blütezeit endete abrupt: zunächst durch den Einfall des Schahs von Khorezmi, der zwischen 1225 und 1228 plündernd und brandschatzend durch Georgien zog und Tbilisi zerstörte, dann – acht Jahre später – durch die Horden Dschingis-Khans, die Armenien und Ostgeorgien eroberten und verwüsteten und die Georgier sogar zwingen, Truppen für ihre Feldzüge bereitzustellen. Erst gegen Ende des 13. Jh.s zeitigte der wachsende Widerstand gegen die mongolische Fremdherrschaft Früchte. Demetrius II. (1269–1289) konnte Tbilisi wieder aufbauen, das Schloß restaurieren und die (bis heute erhaltene) Meṭexi-Kirche als Symbol des georgischen Überlebenswillens erbauen. Aber diese Ruhepause in der georgischen Leidensgeschichte währte nur knapp einhundert Jahre. Dann brach mit Timur Lenks Reiterarmeen zwischen 1393 und 1403 das

dunkelste Kapitel über Georgien herein; weite Landstriche wurden völlig entvölkert, und die Denkmäler der nationalen und religiösen Kultur gingen größtenteils zugrunde. Georgien zerfiel in der Folge in vier unbedeutende Teilreiche: Imeretien im Westen, Kartlien in Zentralgeorgien, Kachetien im Westen und Samzche-Saatabago im Südwesten auf dem Gebiet der heutigen Türkei. Den Einfällen der Perser und Osmanen waren diese schwachen Herrschaften nahezu hilflos ausgeliefert; Tausende Georgier wurden deportiert oder flohen nach Rußland; das kulturelle und kirchliche Leben erstarb.

Eine Besserung der Lage trat erst ein, als das zaristische Rußland im 18. Jh. unter Peter I., dem Großen, seine politischen Interessen auf die Kaukasusregion ausdehnte und dort militärisch intervenierte. In mehreren Feldzügen wurden Türken und Perser zurückgedrängt. So konnte Irakli II. (1744–1798), der letzte bedeutende georgische Monarch, 1762 Kachetien und Kartlien wiedervereinigen. Um die Unabhängigkeit seines Reiches zu sichern, schloß er mit Katharina II., der Großen, einen Schutzvertrag. In ihm verzichtete er zwar auf eine eigenständige georgische Außenpolitik, bekam aber die Selbständigkeit der Armee, der Verwaltung, der Währung und nicht zuletzt die Autokephalie der georgischen Orthodoxen Kirche garantiert. Trotz dieses Schutzvertrages leistete Rußland keine Hilfe, als die Perser ein letztes Mal 1795 in Georgien einfielen und Tbilisi verwüsteten. Im Gegenteil: Als der Sohn Iraklis, Georg XII., im Jahre 1800 nach nur zweijähriger Regentschaft starb, nahm der Enkel Katharinas, Alexander I. (1801–1825), dies zum Anlaß, um unter Brechung des Schutzvertrages Ost- und Zentralgeorgien 1801 zu annektieren und diese Annexion bis 1810 auf ganz Georgien auszudehnen. In Tbilisi residierte fortan ein russischer Gouverneur. Die Autokephalie der georgischen Orthodoxen Kirche ging verloren, als der letzte Katholikos, Antonius II., 1811 zur Abdankung gezwungen und ins Exil geschickt wurde. Zwar wurde die georgische Kirche 1817 in den Rang eines Exarchats erhoben, aber nach dem Tod des ersten Exarchen, der noch ein Georgier war, waren alle 16 Exarchen bis zur Revolution 1917 Russen. 1820 wurden die Erzbischöfe von Gelati und Kutaisi gefangengesetzt; nur in vier Eparchien blieben Georgier als Bischöfe im Amt. Auch das 1811 gegründete Geistliche Seminar, in dem übrigens später Stalin fünf Jahre lang studierte, kam unter russische Leitung, desgleichen die meisten der 27 Mönchs- und der sieben Nonnenklöster in Georgien. Schritt für Schritt nahm die Russifizierung des gesamten kulturellen und kirchlichen Lebens ihren Lauf: das Altgeorgische wurde als Liturgiesprache abgeschafft und durch das Altkirchenslawische ersetzt; die Priesterausbildung fand in russischer Sprache statt; die Wahl der geistlichen Würdenträger war von Moskau aus gesteuert.

Nach dem Toleranzedikt des Zaren von 1905 versuchten die georgischen Bischöfe vergebens, ihre kirchenpolitische Unabhängigkeit und die Wiedereinführung der georgischen Liturgie von Moskau zu erlangen. Das Regime beharrte auf seiner Politik der Unterwerfung ebenso, wie es den Georgiern die Gründung einer eigenen Universität versagte, weil diese angeblich »nicht reif« dafür seien. Erst die Revolution von 1917, die dem Zarenreich ein Ende setzte, brachte für drei Jahre die Freiheit. Georgien schloß sich mit Armenien und Aserbaidshan zu einer sozialdemokratischen Föderation, dem »Transkaukasischen Kommissariat«, zusammen. 1917 wurde der bedeutende Bischof Kyron in der Sveti-Cxoveli-Kathedrale von Mxeta zum Katholikos-Patriarchen geweiht; mehr als 100 000 Gläubige hatten sich bei diesem Ereignis im Umkreis der Kirche versammelt. Die altgeorgische Gottesdienstsprache wurde wieder eingeführt. Aber der Traum währte nicht lange. 1921 marschierte die Rote Armee in Georgien ein und beendete das Experiment einer parlamentarischen Demokratie. Auch wenn Georgien im

Laufe der sozialistischen Umgestaltung der Sowjetunion seine ethnische und kulturelle Eigenheit größtenteils bewahren konnte, war die georgisch-orthodoxe Kirche ebenso wie die russische Kirche der Verfolgung durch die Sowjetmacht ausgesetzt. Die Autokephalie wurde erneut abgeschafft; von den 1527 georgischen Pfarreien und 1700 Priestern, die es 1920 in Georgien gab, waren 1962, als die georgische Kirche von Moskau die Erlaubnis zum Anschluß an den ökumenischen Weltkirchenrat in Genf erhielt, noch 80 Pfarreien erhalten und 105 Priester am Leben. Zahlreiche Klöster und Kirchen wurden geschlossen oder zweckfremd genutzt; manche, die verlassen waren, zerfielen. Nur die historisch bedeutsamen Gebäude blieben als touristische Sehenswürdigkeiten bestehen oder wurden kirchlich genutzt.

Mit der Wahl Ilias II. zum Exarchen am 25.12.1977 jedoch setzte eine Erneuerung ein, die kaum mehr jemand für möglich gehalten hatte. Sie verstärkte sich noch, als er zwei Jahre später als Nachfolger des verstorbenen russisch-orthodoxen Metropoliten Nikodim zu einem der sechs Kopräsidenten des Weltkirchenrates gewählt wurde. Ilija konnte durchsetzen, daß die vakanten Bischofssitze nach und nach wiederbesetzt wurden; er schaltete unzuverlässige und kompromittierte Mitglieder der Kirchenleitung aus; das Priesterseminar in Mxeta öffnete wieder seine Pforten und nahm junge Seminaristen auf. Als 1985 Michail Gorbatschow Generalsekretär der Sowjetunion wurde, schlug auch für die Kirche die Stunde der Perestrojka: schrittweise wurden ihre Gebäude zurückgegeben, manche sogar restauriert; viele Dörfer bekamen wieder einen Priester; die Erneuerung der Geistlichen Akademie in Gelati konnte geplant und im vergangenen Jahr (1995) feierlich in die Tat umgesetzt werden; in den Klöstern sammelten sich Mönche und Nonnen; Bürger und Bürgerinnen füllten wieder die Kirchen bei den Gottesdiensten. Als sich 1991 die Sowjetunion auflöste und Georgien zur eigenständigen Republik wurde, war auch der Augenblick der Wiederherstellung der Autokephalie gekommen: Ilija II. war nun auch kirchenrechtlich legitim der »Katholikos-Patriarch von ganz Georgien«. Bei einem unserer zahlreichen Gespräche in seinem erneuerten Amtssitz mischte sich freilich – nicht zuletzt aufgrund der Bürgerkriege in Georgien in den vergangenen Jahren – in seine Freude über die wiedergewonnene Selbständigkeit auch Sorge um die Entwicklung seines Landes: »Ich kann nur dafür arbeiten und beten«, sagte Ilija II., »daß Georgien ein Land bleibt, in welchem die traditionsreichen Werte unserer christlich geprägten Kultur das politische, gesellschaftliche und persönliche Leben auch in Zukunft bestimmen. Die Feinde dieser Werte kommen heute nicht von draußen, von anderen Mächten oder Ideologien, sondern von drinnen. Die entscheidende Frage ist, ob wir die Freiheit geistig bewältigen, die wir geschenkt bekommen haben.«

An dieser Stelle könnte ich enden mit meiner Skizze des Christentums in Georgien in Vergangenheit und Gegenwart. Aber ich habe noch einen Anhang anzubringen, den zu unterschlagen bedeuten würde, vom Christentum in Georgien nicht in seiner Gänze gesprochen zu haben. Denn wovon bislang die Rede war, das betraf die georgische Orthodoxe Kirche. Sie war und ist, wie alles orthodoxe Christentum seit frühester Zeit, eine national-kirchliche Religion und deshalb in Abhängigkeit oder Freiheit gebunden an die jeweils herrschende staatlich-politische Macht. Aus diesem Grund war es bis zu jenem schon erwähnten Moskauer Toleranzedikt von 1905 – also bis zum Beginn unseres Jahrhunderts! – einem russischen Bürger bei Androhung hoher Gefängnisstrafen oder gar Verbannung verboten, einer anderen als der orthodox-christlichen Kirche anzugehören. Das galt auch für Georgien in der Zeit der russischen Okkupation; und es galt für Georgier hinsichtlich der georgischen Orthodoxen Kirche auch in den Epochen

der Eigenständigkeit des Landes. Befreit von dieser Bindung waren nur Ausländer, also auch Deutsche.

Die Anfänge des Deutschtums in Rußland reichen zurück bis ins Mittelalter, wo sich Kaufleute der Deutschen Hanse in Nowgorod (in Nordrußland) niederließen. Iwan IV., »der Schreckliche« (1533–1584), rief dann bewußt deutsche Fachleute in sein Land: Handwerker und Baumeister, Architekten und Ärzte, Offiziere und Verwaltungsspezialisten. Sie wohnten vor allem in den Städten. In Moskau gab es eine deutsche Vorstadt, in der sich Peter der Große als Kind gerne aufhielt. Im Prozeß der aufgeklärten Europäisierung seines Landes zog gerade dieser Zar viele Deutsche in seine Umgebung und besetzte die führenden diplomatischen Posten mit ihnen. Doch nur in den großen Städten Moskau, Petersburg oder Odessa gab es auch deutsche Gemeinden, evangelische und katholische, mit eigenen Kirchen und Schulen. Ende des 18. Jh.s jedoch, als Rußland sich territorial gewaltig vergrößert und weite Landstriche fruchtbaren, aber unbewohnten und ungenutzten Bodens hinzugewonnen hatte, fehlte es vor allem an häuerlichen Siedlern. Deshalb erließ Katharina d. Große am 22. Juli 1763 jenes berühmte Manifest, in dem es zu Beginn heißt: »Wir verstatten allen Ausländern in Unser Reich zu kommen, um sich in allen Gouvernements, wo es einem jeden gefällt, häuslich niederzulassen.« Religions- und Steuerfreiheit, Befreiung vom Militär- und Zivildienst, unveräußerbaren Grundbesitz auf »ewige Zeiten« für die Dorfgemeinden, nicht die Einzelpersonen; Selbstverwaltung und Reisefreiheit wurden den Kolonisten versprochen. Es war, wie wir wissen, der Beginn des Schwarzmeer- und Wolgadeutschtums in Rußland, dessen zunächst so reiche und dann so dramatisch endende Geschichte wir alle kennen.

Georgien war damals noch nicht Gegenstand des Kolonisierungsplans der Zarin. Aber ihr Enkel, Alexander I., der eine schwäbische Prinzessin zur Mutter hatte, erneuerte nach der Eroberung Transkaukasiens, am 20. Februar 1804, aus den gleichen Gründen und mit denselben Privilegien den Ruf nach deutschen Einwanderern. Und er fand – nach einem Besuch im jungen württembergischen Königreich (von Napoleons Gnaden) – Gehör bei etwa 500 schwäbischen Familien. Sie bewegten v. a. drei Motive zur Auswanderung: die Angst, vom eigenen Fürsten als Soldaten an fremde Mächte verkauft oder zu Frondiensten eingespannt zu werden; schwierige wirtschaftliche Verhältnisse insbesondere nach den Mißernten von 1809 und 1816 und den folgenden Hungerjahren; nicht zuletzt aber die durch die biblizistischen Pietisten für 1836 errechnete Wiederkunft Christi und der Anbruch des 1000jährigen Christusreiches, der sie Jerusalem entgegendenken und den »Bergungsort im Kaukasus« – nahe dem Ararat und seinem Symbol der bergenden Arche Noahs – ersehnen ließ. 1817 brachen sie auf; die Donau abwärts und am Nordrand des Schwarzen Meers entlang erreichten sie nach langen Monaten entbehreungsreicher Wanderung Georgien und gründeten zunächst sieben Dörfer und einen Vorort der Hauptstadt, Neu-Tiflis; später kamen weitere Kolonien hinzu. Ihre Namen – Marienfeld oder Elisabeththal, Katharinenfeld oder Helenendorf, Alexanderdorf oder Annenfeld und andere – sind bis heute, trotz dreimaliger Umbenennung unvergessen. Fleißige Arbeit und agrarische wie handwerkliche Fähigkeiten brachten es bald zu blühendem dörflichen Leben. Vor allem der Weinbau, aber auch große Obstgärten, Getreideproduktion und Viehzucht schufen den Reichtum der Kolonien, die deshalb immer wieder von räuberischen Banden überfallen wurden. Neben eigenen Schulen gab es ein reges Vereinsleben. Und selbstverständlich entstanden in allen Dörfern große Kirchen, daneben Gemeinde- und Pfarrhäuser. Als der er-

rechnete Termin der Wiederkunft Christi näherrückte, gab es da und dort schwärmerische Bewegungen, die die Hoffnung eskalieren ließen. Doch das Ausbleiben des Ereignisses wurde nicht zur Krise des Glaubens. Die nüchternen und lebensfrohen Schwaben vertrauten der Geduld Gottes und arbeiteten weiter. So erwuchs über die Jahrzehnte ein für die politische Stabilität und wirtschaftliche Entwicklung Georgiens nicht mehr zu übersehender, gewichtiger Faktor, geprägt von einem lebendigen evangelisch-lutherischen Christentum. In den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts lebten etwa 20000 Deutsche in Georgien. Nora Pfeffer, die Tochter des letzten Direktors des deutschen Gymnasiums in Tbilisi, hat sie einmal »das jüngste georgische Volk« genannt. Das Inferno des Stalinismus hat auch ihnen Enteignung und Leiden, Deportation und Tod gebracht, vor allem nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Rußland 1941. Deutsch zu sprechen, war lebensgefährlich geworden, Deutschtum zu bewahren, höchstens im Verborgenen möglich. Auch der lutherische Glaube ging in die innere Emigration. Erst unter Gorbatschow konnten sich 1991 die Deutschen oder besser: Deutschstämmigen in einer Assoziation vereinigen; sie hat heute etwa 1600 Mitglieder, die Überlebenden einer reichen, fast zweihundertjährigen Geschichte.